

Geistlich leiten - reformatorisch glauben - missionarisch Kirche sein

Michael Herbst

AMD-Konsultation

„Kirche mit Mission - Möglichkeiten der mittleren Leitungsebene“

Berlin, 17.-19. Februar 2016

Einleitung: Der Ruf

Liebe Schwestern und Brüder,
die Autokorrektur in der Textverarbeitung ist ein hilfreiches, aber manchmal auch störrisches und lästiges Werkzeug. Manchmal auch peinlich, wenn aus dem *Playmobil* Luther der *Playboy* Luther wird. Oder politisch heikel, wenn aus *Schwesig* Schweig gemacht wird. Oder theologisch fragwürdig, wenn aus *Dreieinigkei*t Dreibeinigkei)t wird.

Mein Rechner weigerte sich standhaft, den Namen Navid Kermani zu schreiben und machte daraus David Germania. Das ist sicher ziemlich daneben und würde den bekannten Schriftsteller erneut zu ungläubigem Staunen führen.

Diese schwebende Bezeichnung wählte der muslimische Publizist in seinem neuesten Buch.¹ Wer ungläubig staunt, staunt außerordentlich, aber er staunt auch ohne zu glauben. Das ist eine für den Dialog höchst verheißungsvolle Formulierung und eine eigentümliche Form der „Islamisierung des Abendlandes“.

Kermani präsentiert das Christentum an Hand von Bildern. Und eines davon führt uns in die Mitte des Themas unserer Konsultation. Es ist die Berufung des Heiligen Matthäus von Caravaggio (1573-1610) aus dem Jahr 1600.² Ein Bild, das erstmals einen heiligen Moment im profanen Umfeld einer Stube platziert. Kermani rätselt wie andere vor ihm, wer wohl der Matthäus auf diesem Bild ist. Er fragt sich, „warum ich vom ersten Blick an den für erwählt hielt, der am wenigsten auf den Erlöser achtet,“³ also den, der ungerührt weiter

¹ Vgl. Navid Kermani 2015.

² Zur Entstehung und Deutung des Bildes vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Berufung_des_Hl._Matthäus - aufgesucht am 15. Februar 2016. Kermanis Interpretation: Ibid., 189-193.

³ Ibid., 189.

sein Geld zählt. Kermani staunt über das Unvermittelte, das Voraussetzungslose und zugleich doch Vollmächtige an dieser Berufung. Jesus ruft, Matthäus folgt. Man kann es sich eigentlich nicht vorstellen, dass das passiert. Kermani geht noch einen Schritt weiter: „Vielleicht ist es genauer zu sagen, dass man es sich bei keinem von ihnen vorstellen kann. Das würde bedeuten, dass jeder Mensch erwählt werden könnte.“⁴ Und weiter: „Der Finger könnte auf jeden zeigen, immer. Die Tür hinter mir könnte aufgehen und der in der Tür steht mein Leben zersprengen...“⁵

Gleich zweimal stieß ich in den letzten Wochen auf Caravaggios Bild. Der Erzbischof von Canterbury, Justin Welby (aus dem die Autokorrektur stur und respektlos Justin *Welp*e machte), wählte dieses Bild in seiner Lambeth Lecture im März 2015, um das Wesen der Kirche als missionarischer Kirche zu illustrieren.⁶ Bei ihm liegt der Akzent nicht auf Matthäus, sondern auf Jesus. Aber es kommt auf dasselbe hinaus. Welby bemerkt, wie der Finger, den Jesus ausstreckt, an ein anderes großes Bild erinnert, an die ausgestreckte Hand des Schöpfers in der Sixtinischen Kapelle. Welby staunt über diesen Moment, in dem Jesus den Matthäus beruft. Es gibt keine Voraussetzungen, die Matthäus erfüllt, es gibt keine Vorgeschichte, die ihn von diesem Ruf ausschliesse. Der Ruf unterläuft jedes Verdienst, der Ruf überwindet jede Verschuldung. Das ist es ja, was wir zu bedenken haben, wenn wir 500 Jahre Reformation feiern: Der Ruf Jesu unterläuft jedes Verdienst, der Ruf Jesu überwindet jede Verschuldung. „Das Evangelium dreht sich nicht um gute Ratschläge. Es ist die frohe Botschaft, dass ich mir meinen Weg zu Gott nicht verdienen muss, denn das hat Jesus schon für mich getan. Es ist ein Geschenk, das ich durch reine Gnade empfangen - durch Gottes völlig unverdientes Wohlwollen.“⁷ Die verdienstvolle Tat des guten und frommen Menschen steht dem nicht weniger im Wege als die schlimme Verschuldung des verirrtten und verlorenen Menschen. Kermani und Welby erfassen, was Caravaggio da malt: Die Mission Jesu, Menschen zu sich zu rufen und verlorenes Leben zu rechtfertigen.

Aber Welby sieht noch etwas: Er sieht, wie der Petrus im Bild tut, was er seinen Herrn tun sieht. Fast imitiert seine Hand die Hand Jesu. Sie ist wie ein Echo auf den Ruf, den Jesus ausspricht. Petrus scheint das fast etwas zögerlich zu tun, unsicher, mit kleiner, bescheidener, nicht mit großer, selbstgewisser Geste. Das ist die Mission der Kirche. Sie folgt, indem sie behutsam nachahmt, was sie ihren Herrn tun sah: die Frommen und Unfrommen, die Guten und die weniger Guten, die Naheliegenden und die Unwahrscheinlichen zu rufen, dass sie sich Jesus ganz anvertrauen und ihm folgen. Dazu existiert die Kirche: zuerst um Gott anzubeten, danach, um Menschen in die dauerhafte Lern- und Lebensge-

⁴ Ibid., 192.

⁵ Ibid., 193.

⁶ Vgl. Video und Vortragstext unter: <http://www.archbishopofcanterbury.org/articles.php/5515/lambeth-lectures-archbishop-justin-on-evangelism-video> - aufgesucht am 23. Dezember 2015.

⁷ Timothy Keller 2012, 36.

meinschaft mit Jesus zu rufen, oder im frommen Slang: in die Jüngerschaft.⁸ Denn, so Justin Welby: „The best decision anyone can ever make, at any point in life, in any circumstances, whoever they are, wherever they are, whatever they are, is to become a disciple of Jesus Christ. There is no better decision for a human being in this life, any human being.“⁹

Das alles bedenken wir hier in der Woche nach dem Sonntag Invokavit. Wir sind somit über den Scheitelpunkt des Weges Jesu hinausgekommen. In den Evangelien ist das der Punkt, an dem sich der Blick auf den Weg nach Jerusalem richtet.¹⁰ Markus etwa arbeitet das präzise heraus. Der „galiläische Frühling“¹¹ geht zu Ende. Jesus ist ein König, er ist der Messias, aber sein Weg führt ihn ans Kreuz. Wer diesem König huldigt, wird auch sein Kreuz auf sich nehmen.¹² Und das bedeutet im Letzten: Ich gebe jeden Versuch auf, mein Leben selbst zu rechtfertigen, selbst zu produzieren, selbst zu führen und vertraue mich ihm ganz an. „Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten.“ Nicht das Verlieren selbst ist das Ziel, aber das Gewinnen muss durch das Verlieren hindurch. Das Verlieren ist aber ein seliges Verlieren. Einfacher ist es nicht und einfacher dürfen wir es auch nicht machen.

Im Folgenden möchte ich gerne zwei Aspekte gegenwärtigen kirchlicher Debatten aufrufen, von denen ich glaube, dass die spezifische Perspektive der missionarischen Werke und Bewegungen in unserer Kirche hilfreich, weiterführend und auch notwendig ist. Allerdings ist keiner dieser beiden Aspekte unumstritten. Beide beziehen sich auf diese zentrale missionarische Aufgabe, jedem, auch dem, der ungläubig staunt, zuzusprechen, dass ihm Gottes Zuwendung und Güte gilt, um dann auch jeden, in die Nachfolge Jesu zu rufen. Zuerst wird es um darum gehen, die Auswertung der fünften Kirchenmitgliedschafts-Untersuchung („KMU V“) auf ihren Begriff von lebendigem und mündigem Christsein respektive von Jüngerschaft und Mission zu befragen.¹³ Danach wird es darum gehen, die missionarische Verantwortungsgemeinschaft der Region herauszustellen und damit unsere Sympathien wie Antipathien hinsichtlich der Regionalisieren auf den Prüfstand zu stellen. Beides hat selbstverständlich unmittelbar mit geistlicher Leitung auf mittlerer Ebene zu tun.

⁸ Ich erspare Ihnen die Autokorrektur dazu: Aus Jüngerschaft wurde *Düngerschaft*.

⁹ <http://www.archbishopofcanterbury.org/articles.php/5515/lambeth-lectures-archbishop-justin-on-evangelism-video> - aufgesucht am 15. Februar 2016.

¹⁰ Vgl. *Ibid.*, 109-123.

¹¹ Gerhard Lohfink 2011, 63.

¹² Vgl. Timothy Keller 2012, 121

¹³ Vgl. zuerst Evangelische Kirche in Deutschland 2014; vgl. weiter Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung 2015.

Die Auswertung der KMU V und das mündige, lebendige Christsein

Nun ist hier nicht der Ort, eine umfassende Bewertung vorzunehmen, aber einige Beobachtungen sind vielleicht doch für Sie von Interesse. 2014 erschien wie üblich eine erste kurze Bewertung der Ergebnisse der KMU V: Engagement und Indifferenz.¹⁴

Die Überschrift war programmatisch: Es war auch allzu auffällig, dass sich deutliche Verschiebungen gegenüber den vorherigen Untersuchungen erheben hatten. Erfreulich war, dass der Anteil der intensiv verbundenen Kirchenmitglieder gestiegen war und zwar in relativen (um 3%) wie absoluten Zahlen. Zugleich war aber auch der Anteil der kaum noch verbundenen, häufig auch austrittsbereiten Kirchenmitglieder gestiegen.

Kurzum: An den Rändern werden es mehr, in der Mitte weniger. Die ehemals große Kohorte derer, für die Kirche eine fremde, aber selbstverständliche Heimat ist, schrumpft. Auf sie hatte man aber immer gesetzt: Sie kommen im Wesentlichen an den Wendepunkten des Lebens und zu bestimmten festlichen Höhepunkten des Jahres, sonst eher nicht, aber sie bejahen die Kirche und bezweifeln nicht den Sinn ihrer Zugehörigkeit. Was wenn diese tragende Mitte allmählich abschmilzt?

Und man konnte zwei weitere Ergebnisse notieren: Zum einen bestätigte sich die starke Korrelation von Verbundenheit, Gottesdienstbesuch, Bejahung des christlichen Glaubens oder Bereitschaft zur Mitwirkung. Das hängt also in hohem Maß zusammen, positiv und eben auch negativ.

Und zum anderen waren die Abbrüche in der Generationenfolge markant: Grob kann man schon sagen, dass die Mitglieder umso unkirchlicher und umso schwächer religiös sind, je jünger sie sind. Offensichtlich funktioniert der Generationenvertrag nur noch bedingt: Wer selbst nicht mehr intensiv mit der Kirche und dem Glauben verbunden ist, wird kaum intensiv auf Glauben und kirchliches Leben hin erziehen. Das alles konnte man also sehen und darum titelte man prägnant: Engagement und Indifferenz.

Nun erschien Ende 2015 aber der dicke, wissenschaftliche Kommentarband. Der hat natürlich auch keine anderen Zahlen. Aber es herrscht ein anderer Ton. „Vernetzte Vielfalt“ heißt dieses Werk.¹⁵ Es gäbe viel dazu zu sagen, aber das ist heute nicht meine Aufgabe. Kristian Fechtner schaut auf „Engagement und Indifferenz“ zurück und findet, der Titel sei „unglücklich gewählt“¹⁶ gewesen. Warum? Weil man mit diesem Titel in der Gefahr stünde, Christsein mit kirchengemeindlichem Engagement „kurzzuschließen“.¹⁷

¹⁴ Vgl. zum Folgenden: Evangelische Kirche in Deutschland 2014.

¹⁵ Vgl. Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung 2015.

¹⁶ Kristian Fechtner 2015, 113.

¹⁷ Ibid.

Der Ton ist also ein anderer. Fast als sei „Engagement und Indifferenz“ ein partieller Irrtum gewesen, den es zu korrigieren gilt. [Zwar wird die Bedeutung der Ortsgemeinde deutlich positiver gesehen als in früheren Texten.¹⁸ Das religiöse Leben wird als „soziale Praxis“ verstanden, ist also eingebettet in kommunikative Zusammenhänge, in denen der Einzelne sich vorfindet und die er wiederum gestaltet.¹⁹

Martin Laube untersucht zum Beispiel kritisch die optimistischen Ansätze der früheren KMU.²⁰ Joachim Matthes war noch von einer im Wesentlichen christlichen Gesellschaft ausgegangen. Er hatte dafür plädiert, das nichtkirchliche Christentum zu rehabilitieren, also die Menschen, die Mitglieder sind und bleiben und sich durchaus als Christen verstehen, aber wenig Neigung verspüren, sich am sonntagsgottesdienstlichen oder gar am geselligen Leben der Kirchengemeinde zu beteiligen. Sei solche Beteiligung die Praxisregel, so sei die Regelpraxis eine ganz andere. Nichtkirchlich sei dieses Christentum, aber durchaus nicht unkirchlich, nicht in Abwehr der Kirche, wohl aber in Distanz zu ihrem Vereinsleben.²¹ Diese Überlegungen wurden vielfach wiederholt und gehörten zum praktisch-theologischen Mainstream. Sie sind dezidiert missionskritisch: „An die Stelle des missionarischen Ausgriffs auf die entkirchlichte Gesellschaft könne so schließlich die Wahrnehmung ihrer verborgenen Christlichkeit treten.“²²

Martin Laube will nun Kirche und Christsein durchaus wieder etwas näher zueinander rücken. Die Hoffnung auf eine religiöse Renaissance jenseits der Kirchenmauern sei doch trügerisch gewesen. Anders gesagt: „Ohne Einbindung in eine soziale Praxis kann es auf Dauer keine innere Frömmigkeit geben.“²³ Freilich bleibt er beim liberalen theologischen Credo, dass der Einzelne seine Art der Beteiligung oder Abstinenz selbst gestalten muss. Er nutzt die Metapher des Spiels: Es gibt das Spiel, die Spieler und die Spielregeln. Man darf nicht das Spiel mit den Spielregeln verwechseln, man kann aber auch nicht mehr von einem Spiel sprechen, wenn die Spieler nicht mehr mit anderen zusammen das Spiel spielen.²⁴ Unter dem Strich wird die Sozialität des christlichen Glaubens bei Laube etwas stärker betont, die Individualität dagegen etwas mehr kirchlich eingehegt.

Im Hintergrund dieser Verschiebung stehen die massiven Abbrüche, die sich heute deutlicher als zu Zeiten von Joachim Matthes und Trutz Rendtorff zeigen. Detlef Pollack etwa beschreibt die Abbrüche in der Glaubensweitergabe. Weniger als die Hälfte der westdeutschen Kirchenmitglieder unter 21 sagt, sie sei religiös erzogen worden. Und er stellt fest: „Der in dieser Aussage zum Ausdruck kommende Abbruch der religiösen Sozialisation ist

¹⁸ Vgl. Tabea Spieß und Gerhard Wegner *ibid.*, 50-58.

¹⁹ Vgl. Jan Hermelink und Birgit Weyel *ibid.*, 20-23.

²⁰ Vgl. Martin Laube *ibid.*, 35-49.

²¹ Vgl. Joachim Matthes 1964.

²² Martin Laube 2015, 39.

²³ *Ibid.* 48.

²⁴ Vgl. *Ibid.*, 48f.

in seiner Dramatik gar nicht zu unterschätzen.“²⁵ Das sind spannende Ansätze, aber sie spiegeln nicht wider, wohin die Kommentare zur KMU V insgesamt streben.

Nun habe ich Sie lange genug auf die Folter gespannt:] Was ist denn dieser andere Ton, der „Vernetzte Vielfalt“ von „Engagement und Indifferenz“ unterscheidet? Ich möchte gerne vier Aspekte kurz benennen und dann ein wesentliches Zitat des wissenschaftlichen Fachbeirats mit Ihnen zusammen betrachten[, weil es die Intention geistlicher Leitung und missionarischer Bemühung direkt thematisiert]. Zunächst aber die vier auffälligen Aspekte:

□

1. Wenn man die doch überwiegend nüchtern vorgetragenen Lageberichte liest, wundert vor allem die in mehreren Fachkommentaren zu lesende **Semantik des „Weiter so!“** Kristian Fechtner etwa meint, die Ergebnisse der KMU ließen sich „nicht zu einem neuerlichen Reformprogramm der Kirche ummünzen“.²⁶ Isolde Karle sekundiert wenige Seiten später, die KMU bestätige die Kirche in dem, „was sie ohnehin schon tut. Eine Kirchenreform im umfassenden Sinn ist nicht indiziert.“²⁷ Bloß kein Reformstress!²⁸ Und auch Gerald Kretzschmar, in vielem durchaus anderer Meinung als Isolde Karle, stellt fest, alle Reforminitiativen müssten darauf gerichtet sein, das gesellschaftliche Erscheinungsbild der Kirche - bei allen notwendigen strukturellen Korrekturen „in seinen Grundzügen [zu] erhalten“. Der von Wolfgang Huber initiierte Reformprozess soll offenbar zu Grabe getragen werden. Kurzum: Keine Experimente, lieber „weiter so!“²⁹
2. Wenn man positiv fragt, worauf die Kirche denn setzen soll, bestätigt sich dieser Eindruck. Durchaus repräsentativ ist hier die Sicht von Isolde Karle. Sie will keine grundsätzlichen Innovationen oder größere Strukturanpassungen. Einladende Gottesdienste mit guten Predigten, eine bessere Unterstützung der Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselpersonen der Kirche, Räume für interaktive Begegnungen, zugleich aber auch Toleranz gegenüber dem „distanzierten Christentum“.³⁰ Andere ergänzen die Pflege der Kasualien, die Attraktivität der Kirchengebäude, die diakonischen Hilfsangebote und andere vertraute Aktivitäten der Volkskirche. Das „weiter so!“ konkretisiert sich also durch **das vertraute Bild der Kirche, wie wir sie immer schon kannten**.
3. Was beim konzentrierten Lesen schnell auffällt, ist **der nahezu vollständige Ausfall einer missionarischen Perspektive**. Die schlichte wortstatistische Überprüfung zeigt: Der Wortstamm „Mission“ kommt insgesamt 10x vor, meist historisch oder abgrenzend. Auch verwandte Begriffe wie Zeugnis, Sendung, Auftrag finden sich fast gar nicht. [Ulrich Körtner³¹] Dass Worte (und Sachen) wie Evangelisation, Gemeindeaufbau, Kurse

²⁵ Detlef Pollack, Gert Pickel und Tabea Spieß *ibid.*, 140.

²⁶ Kristian Fechtner *ibid.*, 117.

²⁷ Isolde Karle *ibid.*, 127.

²⁸ Vgl. Isolde Karle 2010.

²⁹ Gerald Kretzschmar 2015, , 218.

³⁰ Vgl. Isolde Karle *ibid.*, 127.

³¹ Ulrich H.J. Körtner *ibid.*, 336, rettet das Gesamtbild auch nicht, obwohl bei ihm immerhin der Gedanke laut wird: Er spricht von der Ermutigung, „sich in diese Welt einzumischen und das Evangelium von der Liebe Gottes [...] in Wort und Tat zu bezeugen.“

zum Glauben, Hauskreis, Christ werden oder gar „fresh expressions“ gar nicht vorkommen, wundert einen dann schon nicht mehr. Hier müsste man allerdings das Buch umbenennen in „Mäßig vernetzt, kaum plural“. Geht die missionsfreundliche Phase in der EKD, die 1999 mit der Leipziger Synode anhub³² und immerhin 2011 noch einmal in der Magdeburger Synode bestätigt wurde, (mindestens hinsichtlich der akademischen Theologie) jetzt zu Ende? In Magdeburg lautete die Frage noch: „Was hindert's, dass ich Christ werde?“³³

4. Diese Frage wird nun in der Auswertung der KMU nicht mehr gestellt, auch nicht im Blick auf Konfessionslose. Binnenkirchlich wird die Freiheit eines Christenmenschen weiter als **Freiheit von den Grundvollzügen des Glaubens** ausgelegt. Dies geschieht unterschiedlich intensiv, aber in der Tendenz eindeutig.

Thies Gundlach hatte ja schon 2010 nach der Rehabilitation des Köhler-Glaubens gefragt; sein historisches Referat zielt auf eine mögliche Wiederbelebung der Idee von Stellvertretung: „Es reicht, wenn der Köhler glaubt, was die Kirche glaubt! Um in den Himmel zu kommen, muss der Köhler nicht den Glauben verstehen oder gar die Bibel kennen, sondern es reicht, wenn er der Kirche glaubt, dass sie auch für ihn in rechter Weise an Gott glaubt. Die Gemeinschaft der Glaubenden glaubt stellvertretend für den Köhler, und wenn der Köhler dies glaubt, kommt er in den Himmel.“³⁴

Die KMU-Experten gehen ähnlich vor. Kristian Fechtner sieht ein „diskretes Christentum“ bei den distanzierten Mitgliedern.³⁵ Und er fragt, ob es nicht einer „Theologie der Stellvertretung“ bedürfe, also der Idee, dass die versammelte Gemeinde stellvertretend auch für ihre nicht versammelten Mitschriften bete, höre und glaube.³⁶

Gerald Kretzschmar wiederum zeigt, wie sich das Christsein vieler Kirchenmitglieder selbst versteht: Was gehört denn zum Evangelisch-Sein? Antwort: „Ganz oben rangieren mit Taufe und Kirchenmitgliedschaft zwei rechtlich-formale Kriterien, sowie mit dem Bemühen, ein anständiger Mensch zu sein, ein ethisch orientiertes Kriterium. Eine eher geringe Bedeutung messen die Befragten dagegen konkreten religiösen oder kirchlichen Praktiken bei, wenn es um die Frage nach dem Evangelischsein geht: Die Teilnahme am Abendmahl und die Bibellektüre stehen [...] am unteren Ende der Liste.“³⁷

Das ist fraglos so. Aber was bedeutet das? Ist das so in Ordnung oder stellt es ein Problem dar? Und hier wird es nun wirklich kritisch: Natürlich gibt es eine Vielfalt von Weisen, von Intensitäten, von Rhythmen der Teilnahme - das ist auch in Ordnung. Hier gibt es keine gesetzlichen Vorgaben. Was aber aus den Bewertungen hier spricht, gibt auf, was für die reformatorischen Kirchen das Wesen des Christseins ausmacht.

Am Zwickauer Dom fand ich dafür eine Metapher: Wir ehren unseren Luther, aber wenn man genau hinsieht: Er steht hinter Gittern. Kann das Christsein auch mit dem

³² Vgl. Kirchenamt der EKD 2001.

³³ Vgl. <http://www.ekd.de/synode2011> - aufgesucht am 15. Februar 2016.

³⁴ Thies Gundlach 2010, 109.

³⁵ Vgl. Kristian Fechtner 2015, 112.

³⁶ Vgl. Ibid., 116.

³⁷ Gerald Kretzschmar ibid., 210-212.

Bemühen identifiziert sein, ein anständiger Mensch zu sein, dann haben wir die Rechtfertigungsbotschaft verabschiedet und einem moralistischen Verständnis des Glaubens³⁸ die Tore geöffnet. Wir sprechen dabei natürlich nicht über die „Bewertung“ des Glaubens einzelner Menschen, wohl über die Frage, welches Leitbild vom Christsein kirchliches Handeln orientieren und inspirieren soll. In diesem „Leitbild“ tummeln sich nun lauter „ältere Brüder“ aus Lk 15 am Rand der Kirche und niemand sagt ihnen, welcher folgenschwerem Irrtum sie erliegen. Stellvertretend können ja die anderen zum Mahl gehen, die Bibel lesen und von der Gnade Gottes in Jesus Christus hören. Da wird dann auch gleich das Kernmoment des Allgemeinen Priestertums beerdigt, das nicht in einer abstrakten Freiheit vom Hören des Wortes besteht, sondern in der höchst konkreten Freiheit, vor Gott und im Hören des Evangeliums unvertretbar zu sein. Der anständige Mensch als gutes Kirchenmitglied, in allen geistlichen Vollzügen von den Frommen vertreten, das ist vorreformatorisch, deutlicher gesagt: das ist schlechte, vor-konziliare römische Theologie.

Unter dem Strich liest man sich bei der Deutung der KMU V in eine deprimierte Stimmung hinein. [Ich habe den Eindruck, dass das massive „säkulare Driften“, das eine Schweizer Studie zur Spiritualität bei den Eidgenossen wahrnimmt³⁹, entweder verdrängt oder aber billigend in Kauf genommen wird.] Den Höhepunkt bietet dann eine zusammenfassende Bewertung der kirchlichen Missionsbemühungen durch den wissenschaftlichen Beirat der KMU:

Nach Überzeugung des Beirats „legt sich eine Refokussierung der missionarischen Aufgaben einer künftigen Volkskirche nahe. Ein bilanzierender Blick auf die missionarische Arbeit der vergangenen Jahre und Jahrzehnte sieht: Die Strategie, mittlere Verbundenheit durch missionarische Aktivität in Hochverbundenheit zu transformieren, gelingt nur in Einzelfällen. Gegenwärtig ist die missionarische Arbeit – häufig gegen ihre eigene Intention – zu sehr auf die Hochverbundenen ausgerichtet, nicht aber auf die Distanzierten und Fernstehenden. Gemessen an dem volksskirchlichen Anspruch müssen die missionarischen Anstrengungen jedoch deutlicher als bislang darauf zielen, auch und gerade die Mitglieder in Halbdistanz, Unbestimmtheit und Institutionsskepsis anzusprechen und in ihrer individuellen Form der Verbundenheit zu stabilisieren. Es gilt, Wege zu finden, die Fernstehenden in ihrer Form der Verbundenheit zu würdigen und sie zu ermutigen, in dieser Haltung treu zum Glauben und zur Kirche zu stehen.“

Dass man mit der Bilanz der missionarischen Bemühungen unzufrieden sein kann, will ich gar nicht bestreiten. Diese Bilanz hat aber auch damit zu tun, dass sich nicht wenige in der Kirche diesen missionarischen Bemühungen noch gar nicht angeschlossen haben. Sie hat

³⁸ Vgl. den „moralistic-therapeutic deism“ bei Christian Smith und Melina Lundquist Denton 2005.

³⁹ Vgl. Jörg Stolz, Judith Koenemann, Malory Schneuwly Purdie, Thomas Englberger und Michael Krüggeler 2014.

auch damit zu tun, dass wir in vielem kurzatmig sind - die Glaubenskurs-Kampagne etwa hätte eine deutlich längere Projektphase gebraucht. Und diese Bilanz ist nicht so schlecht, wie sie hier geredet wird. Wir haben keinen turn-around im Blick auf die gesamtkirchlichen Abbrüche bewirkt, aber es wurden Menschen erreicht, es kamen Menschen zum Glauben und es haben sich Menschen auch wieder für die evangelische Kirche entschieden. Wo stünden wir heute, hätte es das alles nicht gegeben?

Das Kernproblem dieses Statements ist aber eine theologische Verkehrung: Das Ziel der missionarischen Bemühungen ist es nicht, Menschen in mittlerer Verbundenheit *zu Hochverbundenen zu transformieren*. Das Ziel missionarischer Bemühungen kann es aber auch nicht sein, Menschen in der Halbdistanz zu ermutigen, in der Halbdistanz zu verharren, wenn dies bedeutet, dass sich ihnen gerade dort die befreiende und froh machende Botschaft von Christus nicht erschließt. Wir können nicht davon absehen, dass das nicht einmal mit Blick auf die Stabilisierung der Mitgliedschaft funktioniert, weil die Bindungen dieser kirchlichen Mittelschicht immer schwächer werden. Aber selbst wenn wir davon absehen könnten: Das Ziel der missionarischen Bemühungen muss es sein, dass Menschen hören, was Gott für sie tat, als Jesus zur Welt kam und seinen Weg an das Kreuz von Golgatha antrat. Das Ziel der missionarischen Bemühungen muss es sein, dass Menschen erfassen, dass sie von Gott geliebt, aus Gnade gerettet und zum Leben in der Nachfolge Jesu berufen sind. **Billiger ist die Gnade nicht zu haben, weil alles was billiger wäre, nicht mehr Gnade ist** (nach Dietrich Bonhoeffer). Es geht darum, das Leben zu verlieren, um es zu gewinnen, also darum sich vollständig Christus anzuvertrauen. Es geht darum, sich das in der Taufe zugeeignete Heil persönlich anzueignen.

Das kann dann sehr verschiedene Formen einer christlichen Existenz im Alltag nach sich ziehen. Nur droht hier gleich die nächste semantische Verirrung. Es wird immer wieder auf die Tatsache verwiesen, dass das **gesellige Zusammensein der vereinskirchlich strukturierten Kirchengemeinde** nicht jedermanns Ding sei. Das kann man so sehen. Das wird aber dann in eins gesetzt mit dem Verzicht auf den Beziehungs- und Gemeinschaftsbegriff insgesamt. Der christliche Glaube braucht aber von seinem Wesen her diesen sozialen Zugang: Ich kann mich nicht selbst taufen oder das Mahl reichen, ich brauche den anderen, der mich tröstet und ermahnt und mir immer wieder, und das in einer gewissen Regelmäßigkeit zuspricht, was mir von Gott her gilt. Soziologisch umformuliert bedeutet das: Religiöse Haltungen in Minderheitensituationen überleben nur, wenn es ausreichend starke Gesprächsfäden gibt, wenn relevante Andere da sind, die meinen Glauben stärken und stützen. Ohne soziale Praxis verkümmert der Glaube.⁴⁰ Die sogenannte Vereinskirche ist *eine* Form, in der dieser Beziehungsaspekt des Glaubens gelebt werden kann, er ist nicht der einzige. Er sollte aber auch nicht länger diskreditiert werden. Vor allem kann nicht die soziale Dimension der Verbundenheit mit Christus zum religiösen Luxus der

⁴⁰ Vgl. die entsprechenden Hinweise auf Peter L. Berger und die Figur der „Plausibilitätsstruktur“ bei Johannes Zimmermann 2009, 321-364.

Frommen und damit zum entbehrlichen Gut erklärt werden. Ich bin, was ich im Glauben bin, nur als Glied am Leib, als Rebe am Weinstock und als Stein im Haus der lebendigen Steine. Aber das sei als Nebenbemerkung hier noch erlaubt: Genau darum dreht sich der Streit seit Jahrzehnten.

Etwas ratlos bleibt man, wenn man sich fragt, welches „Zielfoto“ denn die vom Beirat angestrebte Stabilisierung vor sich sieht: Die kirchliche Mitte soll ja nicht bleiben, wie sie ist (denn dann wird sie immer mehr ausgedünnt), sie soll aber auch nicht „hoch verbunden“ werden. Welche Konkretionen des Christseins jenseits der versammelten Gemeinde hat man da denn vor Augen? Nach meinem Eindruck bleibt das blass.

Freilich bleibt der Stachel, der Punkt, an dem die Analyse der KMU den Finger in die Wunde legt. Es ist schon so: Wir haben im Wesentlichen die gestärkt, die in den Gemeinden ansprechbar waren. Das ist nicht wenig. Wir haben die erreicht, die am Rand der Gemeinden standen und zu einer dichteren Beziehung bereit waren. Wir haben in geringem Maße die erreicht, die im strengen Sinn konfessionslos, kirchendistanziert, religiös kreativ und spirituell suchend sind. Und es bleibt die Frage, wie wir positiv die Zugehörigkeit der vielen locker Verbundenen schätzen und bewerten können. Das ist in der Tat die Frage.

Bei einer Tagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts diskutierte ich das mit Thomas Klie. Und sein Argument war: Ich möchte lieber, dass sie bleiben als dass sie gehen. Und dem kann ich mich sofort anschließen. Hier streitet nicht eine positive Sicht der Distanzierten mit einer negativen; hier streiten zwei Sichten, die beide die Distanzierten wertschät-



zen. Daraus folgen zwei Aufgaben geistlicher Leitung:

Die erste möchte ich als **Zielpyramide** beschreiben. Geistliche Leitung wird sich auch Ziele setzen, etwa für eine Region oder eine Ortsgemeinde. Aber diese Ziele sind in einer Zielhierarchie zu sehen. Ein großes Gesamtziel muss so in vielen kleinere Ziele aufgeteilt

werden, die ihrerseits die Meilensteine auf dem Weg zum Gesamtziel darstellen. Und hier sehe ich eine Chance zur Verständigung. Ich kann ja hier zwei Fehler machen: Meine Ziele können angesichts der Mission unserer Kirche zu klein sein. Dann sehe ich nur die Stabilisierung der mittleren Verbundenheit als Ziel. Oder mein Ziel kann zu groß sein. Dann will ich nur die persönliche Lebenshingabe an Jesus für alle, und das sofort. Beides klappt nicht. In einer Zielhierarchie kann ich aber beidem seinen Ort zuweisen und es fruchtbar aufeinander beziehen. Die Bemühungen der kirchlichen Organisation, Mitglieder zu binden, guten Service zu bieten, sie auch als passive und distanzierte Mitglieder zu würdigen, markieren so *ein* wichtiges Ziel, aber nicht das Endziel. Und umgekehrt hängen viele evangelistische Maßnahmen, viele Versuche, Menschen in ein lebendiges und mündiges Christsein zu rufen, in der Luft, wenn ich verkenne, wie wertvoll es ist, dass Menschen blieben und nicht gingen, etwas, wenn auch wenig und selten, von Kirche erwarten und ihr nicht völlig den Rücken zukehren. So könnten wir verschiedene kirchliche Handlungsmuster positiv aufeinander beziehen und uns gegenseitig würdigen, solange wir nur wissen, dass beides zusammengehört. Das ist eine Aufgabe geistlicher Leitung.

Die zweite Aufgabe geistlicher Leitung sehe ich nun aber darin, tatsächlich noch ernsthafter darüber nachzudenken, wie wir die Binnengrenzen des gemeindlichen Lebens überschreiten können. [Dieser Stachel aus dem Statement des Wissenschaftlichen Beirats sitzt uns zurecht im Fleisch. Wir haben das etwa bei den Kursen zum Glauben gesehen, wie das hehre Ziel, wirklich Distanzierte zu erreichen, sich doch vom Ergebnis unterschied.⁴¹] Grob und nur in Andeutungen sehe ich vier mögliche Strategien:

1. Wir wissen seit langem, dass die entscheidenden Akteure die Christen im Alltag sind. Die Einübung in eine missionarische Existenz im Alltag muss zum Regelprogramm in jeder missionarischen Gemeinde werden. Hier geht es um mehr als um Sprachfähigkeit. Es müssen Scheu und innere Blockaden angesprochen werden. Es muss deutlich werden, dass es um einen Lebensstil geht und nicht um die Ablieferung eines verbalen Pakets an unwillige Empfänger. Es muss deutlich werden, wie auch hier Wort und Tat zusammen gehören.
2. Ganz in der Nähe liegt eine andere Strategie, die nur indirekt auf Distanzierte zielt, aber doch wesentlich ist: Wir brauchen eine deutlich bessere Unterstützung der Familien in der Weitergabe des Glaubens. Reggie Joyner hat beim Willow Creek Kongress in der letzten Woche eine interessante Rechnung aufgemacht: 40 Stunden im Jahr, sagt er, haben wir Kinder in unseren Kindergottesdiensten, wenn es sehr gut geht (das ist schon amerikanischer Optimismus!). 3.000 Stunden im Jahr sind Eltern mit ihren Kindern zusammen und können sie prägen. Und zugleich ist der Raum, in dem Eltern mit Kindern zusammen sind, ein potentiell höchst fruchtbarer Raum für beide, mit dem Evangelium in Kontakt zu kommen. Die Messy Churches⁴² in England bringen darum

⁴¹ Vgl. dazu die Studie „Kurs halten“ = Jens Monsees, Carla J. Witt und Martin Reppenhagen 2015.

⁴² Vgl. Lucy Moore 2006.

Eltern und Kinder in der Kirche zusammen und üben mit ihnen ein, ein Leben vor Gott zu führen. Das ist unter Umständen für distanzierte Eltern plausibler als ein losgelöstes evangelistisches Event.

3. Wir ahnen seit einiger Zeit, dass die Komm-Strukturen klassischer Evangelisation nur bedingt fruchtbar sind. Die eigentliche Pointe der Fresh Expressions ist ihre grundlegende Strategie, nicht nur Einzelne, sondern missionale Gemeinschaften „draußen“ zu platzieren, und zwar so, dass sie gehen um zu bleiben, um missionale, kontextuelle, lebensverändernde neuen Gemeinden zu begründen.⁴³
4. Weniger populär und nach meiner Überzeugung sträflich vernachlässigt sind die klassischen Kontaktflächen der Volkskirche. Ich habe gerade im Wintersemester ein Seminar über Kasualien angeboten. Die Stimmung im Seminar war anfangs eindeutig: „Das sind lästige Pflichtübungen, die ein Pfarrer halt zu tun hat, die ihn aber letztlich auslaugen und vom Eigentlichen abhalten.“ Nun weiß ich auch, wie schwierig Kasualien sein können, aber ich bin trotzdem der Überzeugung, dass wir ein verändertes Verhältnis zur Kasualpraxis brauchen, zum einen hinsichtlich der Zielpyramide (weil sie Mitgliedschaft stabilisiert), zum anderen aber auch, weil wir Kasualien, aber auch Weihnachtsgottesdienste, Kindergartenfeste, Schulgottesdienste, kirchenmusikalische Aktivitäten etc. notorisch unterschätzen. Taufen mit Taufkursen, mit Tauferinnerung, mit Abenden über Erziehung zu verknüpfen, Trauungen mit Ehevorbereitungskursen zu verbinden, Trauernden nach der Beerdigung ein Trauercafé in der Gemeinde anzubieten, das sind „gestreckte Kasualien“ und somit vertiefte Chancen, Menschen in die Hörweite des Evangeliums zu bringen und ihnen zu zeigen, wie die Gemeinde Jesu sich ihrer in Wort und Tat angesichts der anstrengenden Wendepunkte ihres Lebens annimmt.

Ich hatte Ihnen zwei Aspekte geistlicher Leitung versprochen und muss nun auch noch klarer als beim ersten den Bezug zu Ihrer Leitungsaufgabe auf der mittleren Ebene verdeutlichen:

Die Region als gemeinsamer missionarischer Verantwortungsraum

„Ein Gespenst geht um in der Kirche – das Gespenst der ‚Regionalisierung‘. Manche können es schon nicht mehr hören, erscheint es doch als leicht geschönter Sammelbegriff für ‚Zusammenlegung‘, ‚Stellenkürzung‘ und ‚Sparmaßnahme‘ zu sein. ... Wenn dann noch das Stichwort ‚Region‘ mit dem zweiten ... zum Unwort gewordenen Begriff der ‚Reform‘ verbunden wird, scheint das Maß voll zu sein.“⁴⁴

An vielen Orten kann man das Wort „Regionalisierung“ tatsächlich nicht mehr hören (ich merke das, wenn ich in Pfarrkonventen unterwegs bin). Ich kann das verstehen, weil es sich oft um *sogenannte* Reformen handelte, die das kirchliche Leben immer mehr kon-

⁴³ Vgl. Hans-Hermann Pompe, Patrick Todjeras und Carla J. Witt 2016.

⁴⁴

zentrierten und aus der Nähe persönlicher Beziehungen in die Distanz gelegentlicher Besuche rückten. Regionalisierung ist ein Wort, das gründlich verbrannt ist, weil es im Grunde von Defiziten ausgeht, die mühsam beherrscht und verwaltet werden sollen. Wo das unter mehr oder weniger sanftem Zwang von oben geschieht, ist es nicht angetan, sehr viel Begeisterung zu wecken. Druck erweckt nun einmal Gegendruck, auch in Form von Verzögerung und Verweigerung. Ich spreche darum wie Hans-Hermann Pompe und das Team vom EKD-Zentrum Mission in der Region von kirchlicher Regionalentwicklung.⁴⁵ Ich sage es vorweg: Für mich schält sich immer stärker heraus, dass unsere Zukunft als Kirche vorwiegend **regiolokal** verfasst sein wird, also vom Zusammenspiel von Region und lokaler Glaubensgemeinschaft leben wird. Sie sehen hier das anglikanische Bild von der Toblerone-Kirche. Es verbindet die Gemeinde, die nach oben zu Gott, nach innen als Gemeinschaft und nach außen in Zeugnis und Dienst verbunden ist, aber eben auch immer verbunden bleibt mit anderen Gemeinden in Zeit und Raum. Das einzelne Stück der Toblerone ist Kirche, aber auch die „Schokolade“ als ganze ist Kirche. Kirche ist regional und lokal. Und ich möchte hier vier sehr verschiedene Anläufe machen, die aber aufeinander aufbauen:

Erster Anlauf: Für eine freiwillige Koordination

⁴⁵ Vgl. Christhard Ebert und Hans-Hermann Pompe 2014.

Was ich mir also vorstelle, ist das Bild einer Kirche, die eher regional plant, aber zugleich lokal geistliches Leben in Gemeinschaft lebt. Und ich möchte sofort sagen, dass solche Bilder einer regionalen Kirchenlandkarte unter verschiedenen rechtlichen Konstruktionen möglich sind, wenn es zu einer Kultur der gemeinsamen Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens kommt. Anders gesagt: Die Entscheidungen fallen hier eher in der Kultur



des Miteinanders als in der strukturellen Verfasstheit.

Ausgangsbasis wäre aber eine gemeinsame Einsicht von Gemeinden in einer Region: dass sie nämlich alle von mehr Zusammenarbeit profitieren. Ich glaube, dass unser Kirchenbild in Zukunft beides umfassen muss: die Kirche am Ort, nah bei den Menschen, verlässlich und besonders für die erreichbar, deren Lebensradius auf den Wohnbereich konzentriert ist. Und: die Kirche in der Region, die durch Zusammenarbeit all das bieten kann, wozu einzelne Gemeinden zu schwach wären.

Ich will dies auch unter einer missionarischen Perspektive betrachten: „Keine einzelne Gemeinde kann als einziges Angebot die Weite der Bevölkerung erreichen. Aber die Kirche in der Region kann mit einem Angebot-Mix ein Grundangebot mit Ergänzungen, Profilen und Kooperationen zusammenbinden.“⁴⁶ Eine Region wäre dann die Heimat geistlicher Heimaten und ein gemeinsamer Raum, in dem Gemeinden Verantwortung tragen für die Weitergabe des Evangeliums.

Wie wäre es, wenn Gemeinden ohne Zwang miteinander überlegen würden, wie sie gemeinsam ihre geistliche Verantwortung für eine bestimmte Region wahrnehmen können?⁴⁷ Es könnte dann so etwas wie regioloale Kirchenentwicklung-Workshops geben. Was

⁴⁶ Hans-Hermann Pompe 2014, 42.

⁴⁷ Vgl. Ibid., 95-102.

können die einen stellvertretend für alle tun, was die anderen? Wo legen wir die Kräfte zusammen und tun etwas gemeinsam, einen Kurs zum Glauben, eine Mitarbeiterschulung, ein Musikprojekt oder die Konfi-Arbeit? Wo lassen wir etwas, weil es andere in der Nähe auch tun? Worin aber sind wir vor Ort unvertretbar?

Ich glaube, dass die strukturellen Fragen leichter zu lösen sind, wenn Gemeinden sich vorher zusammen auf den Weg gemacht haben, wenn sie gute Erfahrungen im fairen Miteinander gesammelt haben, und wenn überall bejaht wird, dass wir beides brauchen: Kirche vor Ort und in der Region. Freilich ist es dann wichtiger, dass Menschen in der Region in einer Gestalt von Gemeinde heimisch werden, als dass sie unbedingt in meiner, ihrer, der einen Ortsgemeinde heimisch werden. Und für manchen, der räumliche Nähe sucht, aber nicht die Enge des eigenen Dorfs, ist vielleicht das Angebot an einem Zentralort das Beste. Das wäre nicht Regionalisierung, aber so etwas wie eine kirchliche Regionalentwicklung. Freiwillig, in Respekt voreinander, zur gegenseitigen Unterstützung und Entlastung, und weil miteinander vieles besser ginge. Wie wäre es, wenn wir zum Telefon griffen, ein paar Verantwortliche aus Gemeinden zusammenriefen, die in unserer Region sind und einigermaßen zueinander passen, um auszuloten, was denn gemeinsam möglich wäre?

Was uns dabei helfen würde, wäre eine Haltung, die auf Kooperation und weniger auf Konkurrenz basiert. Wenn wir konkurrieren, sind wir wie Angler am See, die am Abend ihre gefangenen Fische zählen, und der Größte ist der, der am Abend mehr Fische hat als die anderen. Wenn wir kooperieren, dann zählt am Abend, was wir gemeinsam gefangen haben. Der Fisch, den ein anderer fing, ist dann nicht länger mein Verlust, sondern der gemeinsame Gewinn.

Eine Haltung ist nach Tilmann Reitz „ein Selbstverhältnis, das Fremdverhältnisse reguliert.“⁴⁸ Ich habe hier meinen Platz, aber ich weiß mich auch in eine plurale Gemeinschaft gestellt. Beides bejahe ich. Kooperationskompetenz müsste dann ein Ziel geistlicher Leitung sein. Sie ist die Basis dafür, mit Differenz und Diversität umzugehen und in unübersichtlichen Verhältnissen sowohl das Eigene mit Überzeugung zu vertreten als auch den anderen zu ertragen und sogar zu unterstützen. Der Philosoph Julian Nida-Rümelin spricht über genau diese Haltung, wenn er sagt: „Kooperative Praxis kann nur dann gelingen, wenn die beteiligten Individuen ihren egozentrischen Standpunkt überwinden. Sie müssen ihr eigenes Handeln als konstitutiven Teil einer kollektiven, kooperativen Praxis ansehen.“⁴⁹

Wir sehen hier, wie eine solche Haltung in der kirchlichen Region aussehen könnte: Die freiwillige Kooperation habe ich schon beschrieben. Daneben steht die **Profilierung** des

⁴⁸ Zitiert von Oliver Christopher Will 2012, 13.

⁴⁹ Zitiert Ibid., 30.

Eigenen. Es ist ein fataler Leitungsfehler, Profilierungen möglichst einzuebnen. Man hat früher eher versucht, kirchliche Profile durch Kombination von Unverträglichem einzuebnen. Zum liberalen Pfarrer kommt dann die pietistische Kollegin. Ich halte das nicht für eine gute Idee. Sie fördert in der Regel auch nicht die kollegiale Haltung, die sich angeblich hervorbringt.

Profilierung ist zugleich der **Abschied vom parochialen Vollprogramm**. Daran werden wir sonst ersticken. Alle tun alles, zuweilen mit kleinsten Zahlen, aber dafür haben wir „unseren Chor“ und „unsere Konfirmandenarbeit.“ In kleinsten Verhältnissen sieht das zuweilen skurril aus, wenn eine Gemeinde auch noch mit 1,2 Konfirmanden den eigenen Unterricht vorzieht anstatt sich mit anderen zusammenzutun. Profilierung lässt mich tun, wozu wir begabt sind, und nimmt in Anspruch, dass andere anderes können, sodass ich nicht mehr alles tun muss.

Zugleich wird aber die Profilierung gebändigt und gezähmt durch **Ergänzung und Solidarität**. Verlässliche Absprachen in der Region und die Bereitschaft, Schwächere zu stützen, gehören hierher. Das meint nicht nur materielle Ressourcen, sondern z.B. auch stellvertretendes Tragen von Lasten, das Angebot von Mitarbeiterschulungen für die ganze Region, die Entsendung von Mitarbeitern zur Unterstützung an anderer Stelle, wo gerade Not herrscht. Zugleich schließt diese Haltung ein, dem anderen nicht länger die kirchliche Form von Anerkennung zuzumuten: den Neid. Ich ertrage es, wenn „mein“ Konfirmand sich in der Jugendarbeit einer anderen Gemeinde wohl fühlt, wenn jemand nach einem Glaubenskurs doch nicht bei uns in der Bank sitzt oder wenn wir eben nicht einen florierenden Gospelchor haben. Ich plage mich aber auch nicht mit einem schlechten Gewissen, wenn unsere „fresh expression“ attraktiv ist für Ehrenamtliche aus der Region. Zentral ist das Vertrauen, die Absprache, die gemeinsame Planung der Leitungen in einer Region. Das zu unterstützen ist wiederum geistliches Leiten auf der mittleren Ebene.

Dennoch erwachsen solche Haltungen nicht von selbst. Sie erwachsen aus guten Erfahrungen, aus probeweise belebten Kooperationsräumen. „Die Entwicklung von Haltung“, so Oliver Christopher Will, „benötigt Erprobungs- und Erfahrungsräume für eine Praxis der Kooperation, für Gelegenheiten, die eine Überführung des theoretisch Bewussten in der Praxis der Organisationen erlebbar und erprobbar machen.“⁵⁰ Das führt mich zum Stichwort der Erprobungsräume:

Zweiter Anlauf: Erprobungsräume

In **Mecklenburg** ist es Bischof von Maltzahn, der eine Flexibilisierung der kirchlichen Struktur einfordert.⁵¹ Und es ist aus meiner Sicht kein Zufall, dass diese Ideen besonders

⁵⁰ Ibid., 35.

⁵¹ Vgl. Andreas von Maltzahn 2015, 178f.

im Osten auf fruchtbaren Boden fallen. Das sind mutige Ideen, die der Bischof da hat. Er will zukünftig nicht mehr alles über einen Kamm scheren: Manche Gebiete sind Gemeindeaufbaugebiete, da wächst und gedeiht etwas. In anderen sind die Verhältnisse über lange Zeit schwierig, es ist kaum noch etwas von einem gesunden kirchlichen Leben wahrnehmbar; solche Gebiete nennt er Seelsorge- und Kasualgebiete. Wer also etwa eine Beerdigung braucht, weiß, an wen er sich wenden kann. Aber es gibt nicht mehr den aufreibenden Versuch, flächendeckend ein kirchliches Vollprogramm vorzuhalten. Daneben will der Bischof aber auch in Zukunft und Wachstum investieren. Erprobungsräume heißt auch in Mecklenburg das Zauberwort: Hier soll es neben oder unter dem Dach von Kirchengemeinden neue Gemeinden der Nähe geben, ehrenamtlich geführt, mit einer besonderen Konzentration auf bestimmte Dienste, Zielgruppen oder auch Orte.

Etwas weiter ausgereift scheint dieser Gedanke bereits in **Mitteldeutschland** zu sein. Ilse Junkermann hat das als mitteldeutsche Bischöfin exzellent auf den Punkt gebracht: Sie schildert den Versuch, durch permanenten Rückbau die bestehende kirchliche Struktur - verdünnt, aber im Wesentlichen gleichbleibend - über die Zeit zu retten.⁵² Sie schildert die Prozesse und sagt: Das kann nicht gut gehen. Und es geht auch nicht gut. Sie kommt zum Resümee: „Wir sind am Ende unserer bisherigen Möglichkeiten.“⁵³ Und dann fordert sie einen **Umbau**, einen Paradigmenwechsel. Sie will helfen, dass die Christen in Mitteldeutschland „Gemeinde neu finden“.⁵⁴ Und sie sagt: Das können nur die Christen vor Ort, die die Schätze heben und die Probleme erkennen können. Eine Kirche des allgemeinen Priestertums ist ihre Vision.

Auch hier geht es ganz sicher nicht um Kirche auf dem Rückzug. Es geht nicht um einen **puren Abbau**. Denn nun nimmt die mitteldeutsche Kirche Geld in die Hand, das sie *noch* hat, und sagt: Wir wagen es mit „**Erprobungsräumen**“.⁵⁵ Wir helfen ca. 15 Projekten, die etwas Neues wagen: Kirche abseits der parochialen Strukturen, nicht nach volkswirtschaftlicher Logik, nicht auf Hauptamtliche und kirchliche Gebäude und Kirchensteuer ausgerichtet. Gemeinschaften, die wachsen wollen, im Glauben und an Zahl, Gemeinschaften, die sich als Teil der Mission Gottes verstehen, zum Segen der Kommune und als Hilfe für Menschen, die Hilfe brauchen, Gemeinschaften mit einem starken Ehrenamt, Gemeinschaften, die nicht mit festen Konzepten kommen, sondern ihr Kirchesein erst „neu finden“, in dem Kontext, in den sie sich gestellt sehen. Das sind klare Kriterien. Man kann sich als Projekt in Erfurt bewerben und muss dann mit einem Konzept überzeugen, das diesen Kriterien entspricht.

⁵² Vgl. zum Folgenden Ilse Junkermann 2014, 2-6.

⁵³ Ibid., 2.

⁵⁴ Ibid., 3.

⁵⁵ Vgl. <http://www.ekmd.de/kirche/landessynode/tagungen/24011.html> - aufgesucht am 25.5.2015. Vgl. auch <http://www.mitteldeutsche-kirchenzeitungen.de/2014/04/22/mutig-neues-ausprobieren> - aufgesucht am 25.5.2015.

Und natürlich stand bei diesen Erprobungsräumen die **Idee der „fresh expressions of church“** Pate: Christen gehen in Gemeinschaft los und verwurzeln sich in einem sozialen oder kulturellen Kontext. Sie werden Nachbarn, dauerhaft. Sie richten sich ein und leben mit. Sie hören intensiv auf Gott und das, was Gott in diesem Kontext das Herz bricht und was er dort vorhat. Sie lassen sich auf Gemeinschaft und Freundschaft ein. Sie fragen, was sie mit anderen tun können zum Wohl ihres Kontextes. Und sie laden ein, hier an diesem Ort Jesus nachzufolgen. So entsteht allmählich eine neue Gestalt gemeindlichen Lebens. Sie ist missional, also auf Menschen ausgerichtet, die bisher vom Evangelium nicht erreicht wurden. Sie ist und bleibt kontextuell, fest verankert im Boden eines bestimmten Umfeldes. Sie ist lebensverändernd, weil sie in die Nachfolge ruft. Und sie ist keine Brückenlösung, sie zielt auf eine neue Gemeinde, nicht auf die Rückkehr in das Alte.⁵⁶ In England gibt es Tausende dieser „fresh expressions“. Bei uns blieb es lange bei „ungläubigem Staunen“ beim Blick über den Ärmelkanal. Mit den Erprobungsräumen könnte sich eine neue Tür auftun. Und ich denke, es lohnt sich, sehr genau hinzuschauen, wie sich das in den nächsten Jahren entwickelt.

Solche Leitungs-Entscheidungen machen mir jedenfalls Mut. Die Institution nutzt ihre Spielräume, sie organisiert zielgerichtet mögliche Aufbrüche, sie fördert das Entstehen von missionarischen Gemeinschaften. Sie tut das, weil sie verstanden hat, dass wir zwar noch „anders können“, aber gewiss nicht mehr lange weitermachen können wie bisher. „Weiter so“ geht eben nicht.

Allerdings muss dazu geistlich etwas angeleitet werden: eine neue Haltung, eine Haltung, die bereit wird, Altes zurückzulassen und Neues zu wagen. Ein Glaube 2.0, der etwas riskiert. Das ist keine deutsche Tugend. Oliver Christopher Will hat gerade für die Quandt-Stiftung untersucht, was bei uns Innovation so sehr erschwert, und er nennt das deutsche **Sicherheitsdenken** an erster Stelle.⁵⁷ Wir haben eine Tradition, die alles sehr genau regelt und sich von diesen Regeln nur schwer löst. Will nennt den Schilderwald, die Fülle der Verkehrszeichen an unseren Straßen als Beispiel. Wir kommen sozusagen aus dem „goldenen Zeitalter der Sicherheit“ und tun uns sehr schwer mit der neuen „Risikogesellschaft“. Allerdings ist Sicherheit häufig nicht nur trügerisch, weil das Leben immer lebensgefährlich ist, wie schon Erich Kästner. Vielmehr kann ein überzogenes Sicherheitsdenken geradezu kontraproduktiv sein. Wer Sicherheit groß schreibt und Risiken meidet, verschließt sich gegenüber neuen Lösungen, die uns Zukunft eröffnen könnten. Das sicherheitsverliebte Beharren führt dann zum Gegenteil: Die Überlebenschancen sinken anstatt zu steigen. Wer zu spät kommt, den bestraft dann wirklich das Leben.

Biblich ist es die Erfahrung Israels vor dem Gang über den Jordan. Israel musste über den Jordan, aber die Mehrheit der Kundschafter beschwor nur die Risiken und Gefahren,

⁵⁶ Vgl. Michael Moynagh 2012. Vgl. auch Hans-Hermann Pompe, Patrick Todjeras und Carla J. Witt 2016.

⁵⁷ Vgl. Oliver Christopher Will 2012:18-20.

während sie die Chancen und Möglichkeiten klein redeten.⁵⁸ Hier ist geistliche Leitung in der Region eben auch Leitung durch Verkündigung und Seelsorge. Leitung, die Mut macht zum Aufbruch. Leitung, die Verheißungen in den Mittelpunkt stellt und das Streben nach totaler Sicherheit als riskante Verweigerung gegenüber der Zukunft entlarvt. Hier geht es um mehr als um die Ermöglichung von Erprobungsräumen, hier geht es tatsächlich um Ermutigung zum geistlich inspirierten Wagnis. Hier geht es wieder darum, das Leben zu verlieren, um das Leben zu gewinnen.

Dritter Anlauf: Zwei ärgerliche Anmerkungen zum Thema „Geld“

Dann aber müssen wir auch über Geld reden. Zu den harten Spielregeln der Volkskirche gehört ein bestimmter Modus der Verteilung von Geld und Personal - meistens streng nach einem Pro-Kopf-Schlüssel. Das hat sicher die Funktion, den Frieden zu erhalten. Aber es belohnt, um es ganz vorsichtig zu formulieren, nicht gerade die, die sich etwas mehr als andere einfallen lassen. Die schiere Mitgliederzahl bestimmt den Zufluss der Mittel, nicht das Ausmaß an missionarischer Findigkeit.

Und hier kann ich nur aus vollem Herzen dem Baseler Kirchenpräsidenten Lukas Kundert zustimmen: Er spricht vom „Allokationsdogma“, das das kirchliche Geld so prinzipienfest nach der Zahl der Köpfe verteilt und nicht nach der zu leistenden Arbeit. Und er sagt: Wenn wir weiterkommen wollen, brauchen wir den Mut zu einem neuen Ansatz. Kundert schlägt vor, neben einer Grundversorgung aller stärker darauf zu schauen, welche Arbeit zu leisten ist und geleistet wird. „Das Dogma der Pro-Kopf-Finanzien ist radikal zu brechen.“⁵⁹ Kurzum: Jeder bekommt ein bedingungsloses Grundeinkommen, aber dann geht es nach Aufgaben und Aktivitäten.

Wenn ich schon einmal dabei bin, ergänze ich noch etwas anderes: Unsere Kirchen in Deutschland nehmen gerade so viele Kirchensteuern ein wie noch nie. Die Mehreinnahmen sollen ein Polster bilden für die Zukunft. Das kann im Sinne Josefs sein, der für die sieben mageren Jahre spart. Das kann aber auch im Sinne jenes Knechtes sein, der das anvertraute Pfund vergrub anstatt mit ihm zu arbeiten, aus Angst und Sorge. Wenn Jesus in die Nachfolge ruft, nimmt er die Sorge und entlarvt das mit ihr verbundene Misstrauen. Beides ist möglich. Vielleicht wäre es ein guter Schritt des Vertrauens, wenn unsere Kirchen für missionarische Aufbrüche in traditionellen und neuen Gemeindeformen - sagen wir: - 20% der Mehreinnahmen investierten und dann sagten: Wollen wir doch mal sehen, ob es nicht stimmt, dass wer zuerst nach dem Reich Gottes trachtet, alles andere geschenkt bekommt.

⁵⁸ Vgl. Num 13,1-14,38.

⁵⁹ http://www.kirchenbund.ch/sites/default/files/media/pdf/diakonie/dk_141111/2014-11-11_diakoniekonferenz_kundert.pdf - aufgesucht am 21. August 2015, Zitat: 8.

- Es wird die **funktionalen Dienste** geben, die in solchen Debatten merkwürdig selten vorkommen. Vielleicht wird man sie wieder stärker an Ortsgemeinden koppeln, wie das die Idee der „kirchlichen Orte“ bei Uta Pohl-Patalong vorsieht.⁶⁰ Vielleicht entwickelt sich aber mancher funktionale Dienst, z.B. an einer Schule, auch zu einer „fresh expression“.
- Es wird die **großen Kirchengebäude** geben, zentrale Orte vor allem in den Städten, die mit ihrem attraktiven Angebot in die Gesellschaft hinein wirken.
- Es wird **ländliche Gemeindekerne** geben, Orte ohne einen Pfarrer, wo aber Ehrenamtliche geistliches Leben am Ort tragen. Sie sind dazu ermutigt, entsandt und geschult worden. Die Pfarrpersonen in der Region fühlen sich für sie zuständig.
- Es wird **Kasualgebiete** geben, Gegenden, in denen wir zugeben, dass wir es zurzeit nicht schaffen, mehr als eine Grundversorgung zu leisten. Aber wir beten und bitten, dass sich auch dort z.B. ein Team findet, um neu anzufangen.
- Es wird hoffentlich **Orte der Seelsorge und des Gebets** geben, Gebetshäuser, vielleicht sammeln sich auch (kommunitäre?) geistliche Lebensgemeinschaften aufs Neue, neue Typen von Familie, z.B. auch in den verlassenen Pfarrhäusern, die auf diese Weise aufs Neue geistliche Kraftzentren in den Gemeinden werden
- Das alles wird ein regionales missionales Gebilde sein.

Was mir aber völlig klar ist, ist das eine: Eine Kirche, die vorwiegend auf distanzierte Mitgliedschaft setzt, wird das alles nicht können. Das alles setzt eine missionarische Kirche voraus, eine Kirche, in der größte Leidenschaft dafür erwächst, wie Petrus den Fingerzeig Jesu zu spiegeln und Menschen in die Nachfolge Jesu zu rufen, die Unwahrscheinlichen und die Wahrscheinlichen. Das alles kann eine Kirche, die wie Justin Welby weiß, dass ihr Zweck auf dieser Erde vor allem in der Anbetung Gottes und im Ruf in die Nachfolge besteht. Vielen Dank für Ihr Interesse und für Ihre Geduld.

Bibliografie

- Bedford-Strohm, Heinrich und Jung, Volker (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015
- Ebert, Christhard und Pompe, Hans-Hermann (Hg.): Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Region - Kooperation - Mission. Leipzig 2014 (Kirche im Aufbruch Bd. 11)
- Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.): Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Hannover 2014
- Fechtner, Kristian: Teilhabe ermöglichen - In Reichweite bleiben. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individuali-

⁶⁰ Vgl. Uta Pohl-Patalong 2004.

- sierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 112-118
- Gundlach, Thies: Situative Gemeinden als eine Grundform zukünftiger Verkündigung. PTh 99 (2010), 102-115
- Hermelink, Jan und Weyel, Birgit: Vernetzte Vielfalt: Eine Einführung in den theoretischen Ansatz, die methodischen Grundentscheidungen und zentrale Ergebnisse der V. KMU. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 16-32
- Junkermann, Ilse: Gemeinde neu finden - Vom Rückbau zum Umbau. VELKD-Informationen Nr. 145 (2014), 2-6
- Karle, Isolde: Kirche im Reformstress. Gütersloh 2010
- Karle, Isolde: Auf was es ankommt - Kirche in der Wahrnehmung ihrer Mitglieder. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 119-127
- Keller, Timothy: Jesus. Seine Geschichte - unsere Geschichte. Gießen und Basel 2012
- Kermani, Navid: Ungläubiges Staunen. Über das Christentum. München 5. Aufl. 2015
- Kirchenamt der EKD (Hg.): Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend. Frankfurt/M. 2. Aufl. 2001
- Körtner, Ulrich H.J.: Protestantische Potentiale und die zivilgesellschaftliche Relevanz der evangelischen Kirche. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 328-336
- Kretzschmar, Gerald: Kirchenbindung - Konturen aus der Sicht der Mitglieder. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 208-218
- Laube, Martin: Religion als Praxis. Zur Fortschreibung des christentumssoziologischen Rahmens der EKD-Mitgliedschaftsstudien. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 35-49
- Lohfink, Gerhard: Jesus von Nazareth - Was er wollte, wer er war. Freiburg/Breisgau 2011
- Maltzahn, Andreas von: Vom Himmel zur Welt kommen - ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in ländlichen Räumen. Brennpunkt Gemeinde 68 (2015), 174-179
- Matthes, Joachim: Die Emigration der Kirche aus der Gesellschaft. Hamburg 1964
- Monsees, Jens, Witt, Carla J. und Reppenhausen, Martin: Kurs halten. Erfahrungen von Gemeinden und Einzelnen mit Kursen zum Glauben. Neukirchen-Vluyn 2015 (BEG-Praxis)
- Moore, Lucy: Messy Church. Fresh Ideas for Building a Christ-centred Community. Abingdon 2006
- Moynagh, Michael: Church for every context. An introduction to theology and practice. London 2012
- Pollack, Detlef, Pickel, Gert und Spieß, Tabea: Religiöse Sozialisation und soziale Prägungen und Einflüsse. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 131-141
- Pohl-Patalong, Uta: Von der Ortskirche zu den kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell. Göttingen 2004
- Pompe, Hans-Hermann: Mitten im Leben. Die Volkskirche, die Postmoderne und die Kunst der kreativen Mission. Neukirchen-Vluyn 2014 (BEG-Praxis)

- Pompe, Hans-Hermann, Todjeras, Patrick und Witt, Carla J. (Hg.): Fresh X. Frisch. Neu. Innovativ: Und es ist Kirche. Neukirchen-Vluyn 2016 (BEG-Praxis)
- Rambo, Lewis R.: Understanding Religious Conversion. New Haven 1993
- Smith, Christian und Denton, Melina Lundquist: Soul Searching: The Religious and Spiritual Lives of American Teenagers. Oxford 2005
- Spieß, Tabea und Wegner, Gerhard: Kirchengemeinde als Ort von Religion, Diakonie und Gemeinschaft. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015, 50-58
- Stolz, Jörg, Könemann, Judith, Purdie, Malory Schneuwly, Englberger, Thomas und Krüggeler, Michael: Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-) Glaubens. Zürich 2014 (Beiträge zur Pastoralsoziologie Bd. 16)
- Will, Oliver Christopher: Haltung. Kooperationskompetenz in Gesellschaft, Wirtschaft und Staat im 21. Jahrhundert. Bad Homburg v.d.H. 2012
- Zimmermann, Johannes: Gemeinde zwischen Individualität und Sozialität. Herausforderungen für den Gemeindeaufbau im gesellschaftlichen Wandel. Neukirchen-Vluyn 2. Aufl. 2009 (BEG Bd. 3)
- Zimmermann, Johannes und Schröder, Anna-Konstanze: Wie finden Erwachsene zum Glauben? Neukirchen-Vluyn 2010 (BEG-Praxis)